

DEUTSCHER NATIONALPREIS, 6.7.2023

Sehr geehrter Herr Bundeskanzler,

Sehr geehrter Herr Dr. Mirow, (Vorstandsvorsitzender der Deutschen Nationalstiftung),

Sehr geehrter Herr Illies, (Laudator),

Immer wenn ich in Berlin bin und vom östlichen Teil zum westlichen wandere, muss ich an ein Erlebnis denken, das ich in den frühen achtziger Jahren hier in Berlin hatte.

Ich bin damals mit meinem Sohn – er war etwas mehr als 10 Jahre alt – an der Mauer entlang gegangen, um ihn mit der politischen Lage vertraut zu machen.

Wir waren schon eine Zeit lang, immer an der Mauer entlang, unterwegs, als plötzlich aus einer Öffnung in der Mauer ein voll bewaffneter Soldat heraustrat. Er musste aus der Mauer sozusagen hervorkriechen, weil das Loch in der Mauer zu klein war, um erhobenen Hauptes herauszutreten. Er richtete sich auf, richtete sein Maschinengewehr auf uns und schrie: „ziehen Sie sich zurück, ziehen Sie sich zurück“. Ich fand das derart komisch, dass ich mich zunächst, wie ein einem Film von Charlie Chaplin sah.

Ich versuchte eine Entschuldigung, und sagte, dass ich gedacht hätte, die Mauer sei die Grenze, aber ich kam damit nicht sehr weit damit, denn ich sah weiterhin das äußerst gestresste, terrorisierte Gesicht des Soldaten, der nur schrie „ziehen Sie sich zurück, ziehen Sie sich zurück.“

Binnen einiger Sekunden kippte die an sich komische Situation ins Tragikomische.

Natürlich zog ich mich zurück und hielt – verwirrt und entgeistert – erst einige hundert Meter weg von der Mauer wieder an und dachte nicht mehr daran, meine Wanderung fortzusetzen.

Am Abend dann wurde ich von einem Freund aufgeklärt, dass es in Berlin tatsächlich kleine Stellen gab, wo die Mauer nicht exakt mit der Grenze zwischen Ost und West übereinstimmte.

Vielleicht angeregt durch dieses Erlebnis habe ich in den kommenden Jahren viel über Grenzen, über ihren zwiespältigen, ja illusionären Charakter nachgedacht und – da der Preis für die Förderung der Einheit Deutschlands und Europas verliehen wird – möchte ich heute über Grenzen reden. Es gibt viele Arten von Grenzen. Eine davon

ist unsere Haut. Mit ihr, mit unserer Haut Grenzen wir uns gegen die Welt und gegen andere Menschen ab, aber gleichzeitig fühle ich mich mit dieser, meiner Haut wie mit einer semipermeablen Membran mit allem verbunden.

Wir brauchen, um uns sicher zu fühlen, Grenzen. Wir haben sogar dem Himmel, den Sternen Grenzen gesetzt, indem wir sie in Bilder, in die Sternbilder wie den kleinen und großen Wagen, den Skorpion usw. eingrenzten. Und wir wissen, dass die Sterne das überhaupt nicht kümmert. Da fällt mir der schöne Satz von Kant ein: „das moralische Gesetz in mir und der bestirnte Himmel über mir.“ Ich habe in den siebziger Jahren eine Serie von Bildern mit diesem Satz als Titel gemalt.

Als Kind bin ich an der Grenze zu Frankreich aufgewachsen, in Ottersdorf bei Rastatt, am Rhein. Vom Dorf aus war es zu Fuß weniger als eine halbe Stunde bis zum Rhein. Man ging durch eine hohe Allee von Bäumen und sah schon von Weitem das silbern schimmernde Band des Flusses, das zugleich Ziel, Ende der Wanderschaft und auch Verheißung auf ein anderes, geheimnisvolles Land am anderen Ufer des Flusses war.

Diese Grenze zu einem anderen Land war eine merkwürdig changierende, denn im Frühjahr mit der Schneeschmelze schwoll der Fluss gewaltig an, trat über seine Ufer, und breitete sich so aus, dass der Keller unseres Hauses mit Wasser aus dem Rhein angefüllt war. Wo war nun die Grenze, in der Mitte des Flusses oder ging sie geradewegs durch unser Haus?

Heute, wenn ich mich an den Einbruch des Wassers in unser Haus erinnere, dann denke ich an diese erste Erfahrung von einer Grenze, die so fest nicht sein kann, in einem ganz anderen, weltweiten Maßstab.

Ich denke an eine ganz andere Überflutung: an den Anstieg der Meere und an die kommende, alle Grenzen einreißende Völkerwanderung, von der niemand weiß, wie sie zu bewältigen sein würde.

Es gibt eine umfangreiche, vom Rhein inspirierte Literatur in Deutschland, die das deutsch-französische Verhältnis im Laufe der Geschichte anhand des Rhein-Flusses aufzeigt.

Deutschlands Fluss doch nicht Deutschlands Grenze. Sie sollen ihn nicht haben den deutschen Rhein. De Gaulle und Adenauer haben nach dem Krieg diese Grenze völlig entdramatisiert und durchlässig gemacht. Sie ist heute so gut wie aufgehoben. Ich fühle mich jedenfalls in beiden Ländern zu Hause.

Paul Valéry war nach dem ersten Weltkrieg besorgt, dass Europa ein Archipel des asiatischen Kontinents werden könnte.

Es ist sehr schön, wenn er da von Europa spricht als der „perle de la sphère ou encore le cerveau d'un vaste corps“.

Das Zitat habe ich übrigens nicht in seinen *cahiers* gefunden, sondern bei Heidegger in seinem Vortrag „Der Satz der Identität“. Valéry seinerseits hat den Begriff Europas als Archipel Asiens von Nietzsche übernommen. Es ist interessant, die drei großen Dichter Nietzsche, Heidegger, Paul Valéry in diesem grenzüberschreitenden Zusammenhang zu sehen.

Grenze, das ist ein zweiseitiges Wort. Denn wir können nicht ohne Grenzen leben. Aber wenn die Grenzen zu starr werden, dann existieren wir auch nicht mehr.

Übrigens: wenn ein Land voller Kraft ist, wenn die Ideen sich ausbreiten, dann braucht es keine Grenzen. Erst als das römische Reich unterzugehen begann, baute es den Hadrianwall, den Limes usw.

Heute scheinen durch Internet, Facebook, Instagram, Twitter usw. die Grenzen zu anderen Menschen aufgehoben zu sein. Jeder kann – so wird es jedenfalls in Aussicht gestellt – jederzeit mit jedem in Kontakt treten.

Ich denke, das Gegenteil ist der Fall:

Die Hand, die es ermöglicht mit anderen sei es bei der Begrüßung oder durch Handauflegung körperlich in Kontakt zu treten, wird durch den Finger ersetzt, der auf der Tastatur des iPhones auf und ab gleitet. Like it, like it, I don't like it

Die digitale Kommunikation hat eine berührungslose Gesellschaft geschaffen.

Auch Gemälde, Bilder, über deren Oberfläche man mit der Hand streichen kann, die man riechen kann, d.h. mit allen Sinnen erfahren kann, werden heute mit Computer, Algorithmen hergestellt. Für mich ist das Antikunst.

Aber verstehen Sie mich nicht falsch: Antikunst ist eine notwendige Form von Kunst, ohne die es im Lauf der Geschichte mit der Kunst nicht vorangegangen wäre.

Der Philosoph Andrea Emo sagte einmal: Nur der Ikonoklast ist der wahre Künstler.
Die Kunst muss untergehen um wieder aufzuerstehen.

Der Tsunami an Informationen und an Kontaktmöglichkeiten bewirkt das Gegenteil dessen, was er verspricht.

Man geht den Dingen nicht mehr auf den Grund. Es gibt nicht mehr die Ruhe, das Warten, die Langeweile, die ja am Anfang der Philosophie steht.

Selbst das i-phone ist mir verdächtig. Denn wenn man z.B. eine geliebte Person erwartet, die eine Zeit lang verreist war, dann kann man deren Heimweg von einer Straßenkreuzung zur nächsten mittels i-phone verfolgen, es gibt da nicht mehr die leere Zeit des Wartens, die für mich wichtig ist. Man stellt sich nicht mehr vor, wie es sein wird. Das Warten ist für mich ebenso wichtig wie das Handeln.

Vielleicht werden Sie nun meinen, – wie die meisten meiner deutschen Kunstkritiker – ich sei völlig aus der Zeit gefallen. Aber ich lasse mich gerne aus dieser Zeit in andere Zeiten fallen – nicht nur in die menschliche, sondern auch in die geologische und sogar kosmische Zeit. Das ist meine Form der Grenzüberschreitung.

Ich muss da an ein Wort Hölderlins denken, das mir vor ein paar Tagen Alexander Kluge, mit dem ich mich oft austausche, ins Gedächtnis zurückgebracht hat: „Klugheit ist die Kunst, unter verschiedenen Umständen getreu zu bleiben.“

Ich werde in Interviews oft gefragt: „Sind Sie Pessimist oder Optimist – haben Sie denn keine Hoffnung?“

Neulich hat mir Professor Han von seinem neuen Buch erzählt „Der Geist der Hoffnung“, das hat mir viel geholfen, auf solch unsinnige Fragen besser antworten zu können.

Ja, ich habe Hoffnung. Aber das hat mit dem Wortpaar Pessimist-Optimist nichts zu tun.

Es gibt im französischen für Zukunft die beiden Worte „futur“ und „avenir“.

AVENIR ist das, was vorhersehbar ist, was sich in der nahen Zukunft zeigen wird.

Das Wort FUTUR dagegen meint etwas weit Entferntes, Unvorhersehbares, Unverfügbares.

Etwas das NOCH NICHT ist. Da denkt man natürlich an „den Geist der Utopie“ von Ernst Bloch.

Prof. Han hat mich neulich auf eine Stelle bei Hegel hingewiesen, wo Hegel den Geist mit einem Maulwurf mit Siebenmeilenstiefeln vergleicht, der sich oft verliert aber doch immer fortschreitet. Ich bin sehr dankbar für diesen Hinweis denn er beschreibt genau meine Arbeitsweise: ich mache weiter trotz aller Misserfolge, ich hoffe auf etwas, das noch nicht einmal in Umrissen erkennbar ist.

Meine Hoffnung hat also nichts mit Optimismus oder Pessimismus zu tun. Ich würde sogar so weit gehen, diese so verstandene Hoffnung nicht einmal nur mehr auf den Menschen zu beziehen. Sondern auf ein Leben auf der Erde, das sich nach einer Katastrophe aus Bakterien unter den Gletschern in einer neuen Evolution entwickeln wird. Ich versuche manchmal, nicht zu anthropozentrisch zu denken.

Es gibt ein wunderbares Gedicht von Paul Celan, genannt Fadensonnen

Über der grauschwarzen Ödnis

Ein baumhoher Gedanke

Greift sich den Lichtton:

Es sind noch Lieder zu singen jenseits der Menschen.

Ich danke Ihnen sehr für die Verleihung des Nationalpreises. Und ich verspreche Ihnen: ich werde weitermachen, sowohl mit der Kunst als auch mit der Antikunst.

Ich werde versuchen, den Weg zu machen von diesem Gebiet jenseits des Menschen zu meinen Mitmenschen, meinen Kritikern und den Betrachtern meiner Bilder.

Ich danke Ihnen, dass Sie mir zugehört haben bei diesen vielleicht manchmal gewagten Assoziationen.